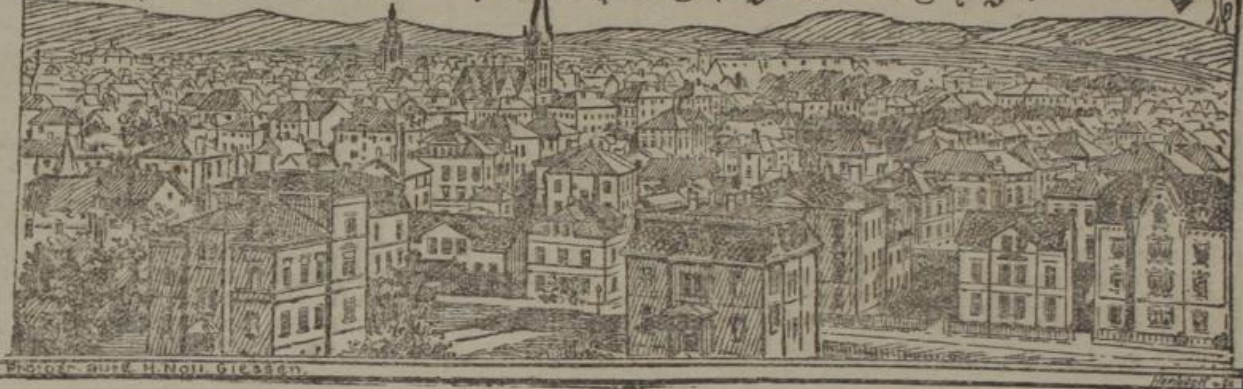


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Über zu dieser Stunde, da kam doch ein gewisser Ernst über die Kleine; da slog etwas wie ein hüchendes Nachtgertier an ihr vorüber und es fiel ein Dämmer auf ihr Gemüt. Sie wurde nachdenklich. „Ja,“ wiederholte sie, „Volto, das begreife ich schon . . .“ Dann sprang sie auf einmal auf und nahm wiederum die Photographie Lilians Simpsons zur Hand und schaute sie lange an. Es mußte dabei ein Wandel des Empfindens in ihr vorgehen, denn ihre Züge wurden herber. Ihre klaren Wangen röteten sich ein wenig, als sie sagte: „Volto, eins möchte ich wissen. Nimm mir die Frage nicht übel. Jemand wer hat gesagt — ich weiß nicht, war es der Burgmüller, aber irgend wer soll gesagt haben, du heiratetest nur wegen der vielen Millionen. Ist denn das wahr? . . .“

„Nie,“ antwortete Volto, „was soll ich auf solchen Unfug entgegnen? Daß man über meine Verlobung viel Klatschen würde, das konnte ich mir denken. Die Zeitungen haben sogar darüber geschrieben, und eine brachte eine lange Zusammenstellung aller Ehen, die zwischen amerikanischen Millionenärgen und den Töchtern amerikanischer Millionenäre geschlossen worden sind. Es ist allerdings eine ganz stattliche Liste; übrigens überwiegt in ihr der französische Adel, nicht der deutsche. Aber das ist schnuppe. Nur eins will ich dir sagen, Annemie: ich würde mich Lilian nie genähert haben, hätte ich sie nicht lieb gewonnen. Freilich, auch das gestehe ich zu: ich würde in der Entfernung geblieben sein, wenn ich gewußt hätte, sie wäre arm. Denn ein armes Mädchen hätt' ich nicht heiraten dürfen. Ich kann mannigmal leichtsinnig sein, aber ich bin kein Dummkopf; meine Fürstentum ist meine letzte Chance. Und so traf es sich glücklich: Lilian ist reich — und ich habe sie von Herzen — ja wahrhaftig, Nie, ich habe sie von Herzen lieb! . . .“

Da füllten sich plötzlich Annemaries Augen mit Tränen; die tropften wie schwere und große Perlen über ihre Wangen, und Volto meinte auch, er vernehme einen leise schluchzenden Laut. Doch das Prinzesschen schämte sich, wandte sich rasch ab und fuhr mit der Hand über ihre Augen und zog dann ihr Taschentuch heraus und schnäuzte sich lebhaft, alles mit energischer Gebärde; aber ganz zurückhalten konnte sie ihr Empfinden doch nicht, sprang wieder mit einem einzigen „Ach!“, in dem alles lag, was an reinem Gefühl und halb Klarem in ihr lebte, zurück an das Bett und umarmte den Bruder und küßte ihn. „Ach Volto,“ rief sie, „dann ist ja alles gut — ach Volto! Wenn du sie lieb hast, will ich sie auch lieben — und es soll mir noch einer kommen mit so gemeinen Nebenarten wie Geld-

heirat, den will ich schon fenstern! Ach Volto, liebst du sie wirklich so sehr, und könntest du ins Wasser gehen, wenn du sie nicht kriegtest?“

Volto biß sich auf die Zähne, denn er wollte um alles in der Welt willen nicht lachen, und antwortete kopsnüdend: „Jawohl, das könnte ich, Nie. Aber nun setz dich wieder hin und heule nicht, Kleine. Wisch dir die Nase, es hängt noch ein Tröpfchen dran. Ich habe dir nun alles gesagt, Nie, und ich denke, du wirst Bescheid wissen. Es steht viel auf dem Spiel. Nämlich, der Alte — nämlich mein Schwiegervater ist ein bißchen eitel. Wenn mir der Fürstentitel genommen wird, dann liegt die Gefahr nahe, daß er im letzten Augenblick zurückzuckt. Es ist alles möglich. Die Amerikaner sind merkwürdige Menschen. Sie reden viel von der republikanischen Freiheit und sind dabei wild hinter schönen Titeln und Namen her — und so was. Also, Maus, steck dich einmal hinter Jost —“

„Hinter Jost —?“

„Ja, Nie. Er hat in gewisser Weise den Ausschlag zu geben. Er ist doch der nächste Agnat. Er soll verständig sein und sich auf meine Seite schlagen. Er soll Onkel Herfurth sagen, daß er ganz mit mir einverstanden ist. Die Familienbestimmungen sind zu umgehen, sobald Lilian zur Freifrau gemacht wird; dafür werde ich schon sorgen. Damit ist auch dem Fideikommissfoder genügt. Acht Millionen sind doch kein Pappenstiel!“

„Es ist ein furchtbares Geld,“ sagte Annemie. „Ich weiß im Augenblick gar nicht, mit wieviel Nullen sich das schreibt.“

„Nie, wenn die Geschichte zum Klappen kommt und es ist alles in Ordnung, schenke ich dir auch was Schönes. Was willst du! Was wünschst du dir? Einen Schmuck; den kannst du tragen, wenn du zum ersten Male zu Hofe gehst oder wenn du zur Prinzessin Irene kommst. Ein Hundehalsband aus Perlen und dazu eine Toilette aus Paris. Und dazu eine feine kleine Uhr, hinten mit Brillanten. Ich schenke dir auch ein Wägelchen, fertig bespannt, Ponys, Schotten, samose Traber, das Geschirr mit Silberbeschlag, und dazu einen Boy. Oder was willst du?“

Annemie saß wieder auf dem Stuhl am Bett und streckte die Beine aus und schaute auf ihre Stiefeln, die der Dorfschuster geflickt hatte. Was gibt der Reichtum? Sie wußte es kaum. Aber eine Ahnung von der ungeheuren Macht des Geldes überblickte sie doch; es war wie ein Schauer. Reich war auch der Burgmüller; das war ein Tropfen gegen die acht Millionen. Acht Millionen! — Es rieselte kalt über ihren Rücken. Sie stand hastig auf und sagte: „Schenke mir nichts. Du kannst mir nichts schenken. Ich weiß schon, was ich tue. Ich rede mit Jost. Leicht wird es nicht sein. Er sprach nie vor mir über die Geschichte; er behandelt mich immer noch wie ein Kind. Aber ich hörte doch, wie er denkt; Herrn Belten gegenüber macht er kein Pöhl.“

„Und was sagt der? Er führt ja wohl das große Wort

In dieser färslichen Einsiedelei? Er ist immer noch euer Mentor. Hat meine Wahl vor ihm wenigstens Gnade gefunden?"

Annemarie zuckte mit den Schultern. "Frag mich nicht aus. Sie sprechen nie von dir, wenn ich dabei bin. Es ist eine ewige Geheimnistuerei. Nun steh auf, Volko. Wir warten alle mit dem Frühstück auf dich, und ich habe einen Hunger zum Umfallen. Die Anschütz hat Streuselkuchen gebacken, und der Burgmüller hat eine Wabe Honig geschickt. Mach, daß du aus der Klappe kommst!"

Sie ging zur Tür und öffnete sie. Draußen stand Beyfuß, im Begriff einzutreten. Er verbeugte sich vor Annemarie und verbeugte sich dann vor dem Fürstenbett und fragte mit seiner wie verrostet klingenden Stimme: "Befehlen Euer Durchlaucht vielleicht, daß ich Euer Durchlaucht behilflich bin?"

"Guten Morgen, redlicher Beyfuß," rief Volko zurück. "Ja danke. Wobei behilflich? Beim Anziehen? Beyfuß als Kammerdiener, nein, das geht nicht. . . ." Er war wieder in bester Stimmung, sprang aus dem Bette und lief in seinem langen seidenen Nachrock, fast mädchenhaft ausschauend, zur Badewanne. . . . "O Beyfuß, wenn Gott will und das Geheimtabinett und Koburg-Gotha und der Prinz Jost und noch jemand, dann werden auch für Euer Erzellenz wieder bessere Tage kommen! Neues Leben soll aus den Ruinen erblühen, und mein lieber Schloßintendant wird die alte Glorie wiederfinden und neue Hofen nebst einem Frack mit gesteppten Nähten. Beyfuß wird wieder Beyfuß werden. Beyfuß wird zahlreichen Dienern befehlen können, das Schloß wird sich aufstun, oben wird die Fahne flattern und unten kochen zwölf Köche eine Suppe von Schwalbennestern. Beyfuß, es wird glänzend. . . ." Er warf alles, was in der Gummivanne lag, auf Stühle, Sofa und Bett und füllte die Wanne mit Wasser. . . . "Beyfuß, ich komme nachher hinüber ins Schloß, ich muß Ihrer Frau Guten Tag sagen. Jetzt will ich baden. Halt! Ich nehm' doch Ihre Dienste in Anspruch. Nicht als Fürst; als Mensch von reinlichen Instinkten. Ich bin bereit, mich bei Gelegenheit zu revanchieren. Nehmen Sie mal den großen Schwamm und tauchen Sie ihn in die Wanne und berieseln Sie meinen Rücken — wollen Sie?"

Ob Beyfuß wollte! Er atmete erst tief auf: ein so ehrenvoller Auftrag war ihm lange nicht geworden. Dann kam noch eine tiefe Verneigung und dann griff er vorsichtig nach dem Schwamm, mit höchstem Respekt und steifem Arm und auch mit einer gewissen Feiertlichkeit, als handle es sich um die Zeremonie eines Großen der Krone beim Leber Ludwigs des Vierzehnten. —

Hinter dem „alten Hause“ hatte das ehemalige Rentamt einen kleinen Garten. Den hielt Madame Balsour in Ordnung. Hier war alles blank, sauber und zierlich. Eine Rabatte war mit blühenden Asten gefüllt; in der Mitte standen sechs Sonnenblumen und wiegen die Köpfe mit den großen gelben Gesichtern hin und her. Die schmalen Wege waren mit Kies bestreut, und die breiten grünen Blätter abgeblähter Rhabarberstauden sahten sie ein. Aus dichtem Gebüsch von Flieder, Beigelein und Spireen erhob sich ein Sandsteinpostament in Sechseckform, darauf stand der Name „Diana“; eine Jagdhündin des seligen Fürsten lag hier begraben. Dicht an der hinteren Ausgangstür des Hauses war unter zwei alten Kastanien der Frühstückstisch gedeckt.

Es ging heute förmlicher zu als sonst. Die Anschütz, die Wirtschaftsmamsell, stand in weißer Schürze neben dem Tische, zum Bedienen bereit. Drei Schritte von ihr befand sich noch ein Domestik in kläglichler Haltung. Es war dies ein Junge von etwa vierzehn Jahren und hieß Max und war der Sohn des verstorbenen Nachwächters aus dem Dorfe; der war gutspästlich gewesen, und die Herrschaft hatte für den Jungen zu sorgen. Nun war Max von der Anschütz zu allerhand Botengängen, auch in der Küche für das Abwaschen und ähnliche Dienste angestellt worden. Aber die Anschütz war streng, und Max lebte in ewiger Angst. Heute kam er aus einer ständig zitternden Bewegung nicht heraus. In Rücksicht auf etwaigen hohen Besuch hatte die Anschütz versucht, ihm im Servieren zu dresfieren, mit unsäglicher Mühe, mit Kopfnüssen und Eierkuchen, guten Worten und herber Kritik. Und jetzt sollte die Probe auf das Exempel erfolgen. Beyfuß hatte eine alte Livree herausgeholt; sie war alt, aber hübsch, grün mit vielen goldenen Augellknöpfen, und war die kleinste unter den vorhandenen

gewesen. Dennoch paßte sie Max nicht recht. Max war ein winziges dürres Kerlchen, und hatte Madame auch eigenhändig die grüne Jade eingenäht und die Beinkleider verfürzt, es schlotterte doch in eigentümlicher Weise um Max herum, es gab unzählige Falten und es gab nirgends einen rechten Anschluß. Man hatte dem neuen Galonierten eingeprägt, er solle keine Furcht haben; er möge Seiner Durchlaucht nur ruhig, freundlich und fest in das Gesicht schauen, und wenn Seine Durchlaucht ein Glas Wasser befehle (was unwahrscheinlich war; doch dies Glas Wasser gehörte zu den Uebungen), so dürfe seine Hand nicht zittern. Aber Max hatte trotzdem entsetzliche Furcht; nicht nur seine Hand zitterte; der ganze Max zitterte und das blonde Kurzhaar sträubte sich förmlich, und wenn Mamsell Anschütz ihm einen aufmerksamerten Blick zuwarf, so erschauerte er ganz leise.

Madame Balsour ordnete auf dem Frühstückstische eine Blumenvase. Sie glich einem Porträt aus der Popszeit. Das freundliche alte Gesicht rahmten zwei falsche Vöckchen ein, die in drei Ringeln von den Ohren herabgingen und in ihren Schwingungen die seelischen Bewegungen ihrer Trägerin zum Ausdruck zu bringen pflegten. Sie erzitterten nervös, wenn Madame böse war, und sie pendelten bei heiterer Gemüthsverfassung anmutig hin und her. Sie waren für respektlose Leute im Hause auch ein vortreffliches Barometer; denn stand Regen bevor, so zeigten die Vöckchen eine auffällige Tendenz, spiralförmig zusammen zu schnurren, während sie sich bei anhaltender Dürre lang streckten und sie bei Gewitterluft etwas Hüpfendes bekamen.

Für Annemarie waren diese Vöckchen Madames eine Fundgrube für allerhand kleine Ungezogenheiten. Im übrigen liebte die Prinzessin ihre alte Erzieherin, als sei es ihre Mutter. Madame Balsour war eine Schweizerin und hatte die Kinderfrau Annemaries abgelöst. Als der alte Fürst gestorben war und der Verfall begann, war sie geblieben und hatte die Führung des Haushalts übernommen. Es war für diese verarmte Fürstenfamilie ein großes Glück, daß sie in ihren drei Getreuen eine feste Stütze besaß. Welten und die Madame leiteten auch den Unterricht der Kinder, und beide waren vorzügliche Pädagogen. Beide hatten mit dem Leben nach außen hin abgeschlossen; sie hofften und erwarteten nichts mehr; aber es war keine stumpfe Resignation: die Liebe zu Jost und Annemarie gab ihnen Ersatz für manchen Fehlschlag und viele Enttäugungen. Es war ein großes Glück für das arm gewordene Geschlecht, diese drei, die in seltener Opferwilligkeit eine Bergelast auf ihren Schultern trugen; und wie hoch dies Glück anzuschlagen war, das wußte, tat er auch anders, keiner besser als der Fürst von Herrfurth, Herzog zu Emäkirch, der „Alte vom Berge“, wie Jost ihn nannte, „Fürst Rübezahl“, wie Annemarie ihn hieß, der Oheim und Vormund der beiden.

(Fortsetzung folgt.)

Achtung, Zeppeline!

Von Alfred Bratt.

(Nachdruck verboten.)

Der Hafen von Boulogne war abenddunkel, regnerisch und voller Nebel. Die Reisenden, die dem Pariser Zug entstiegen waren und die endlose, peinlich genaue Untersuchung in der englischen Agentur über sich hatten ergehen lassen, drängten, die Passierscheine der Regierung noch in den Händen, nach dem schmaler Landungssteig, der an Bord des England-Dampfers „Goldrig“ führte. Auf dem schlüpfrigen, von bestigen Sturmstößen überjagten Deck rumorte ein erregtes Durcheinander, das aber durch ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit in seinem Lärmen gedämpft wurde. Es wurde in verschiedenen Sprachen gesprochen, hauptsächlich englisch und französisch, und hier und dort erklangen in den Unterhaltungen die schnell hingemurmelten Worte „Unterseeboot“ und „Zeppelin“.

Die gedülten Lanwinden drehten sich lautlos, der Propeller schäumte auf, und ohne Signal glitt der „Goldrig“ in die See, die ihn in einem jäh entschaden Sturm während mit sich forttrieb. Vor dem scharf schneidenden Bug sprang das Wasser in rasenden Schaumwirbeln hoch, die sprudelnd abglitten und zu beiden Seiten des Schiffskörpers siedend in die eilende Fahrtrichtung zurückflossen. Der Sturmton johlte um die Antennen des drahtlosen Telegraphen; er fuhr während in die schwarze Höhlung des Schotes, aus der ihm diduellender Rauch entgegenbrang; er psalte mit trachendem Hall an der glatten Holzwehr der Kommandobrücke; er jagte sprühend über das Deck; er sauste rüttelnd um die luftdicht verschlossenen Türen an den Bordwänden; er knatterte am Deck, während er ohnmächtig das Fahrzeug vorantrieben ließ, eine

Schinde hoch über dem Gischschweiß der Schrauben und stürzte dann breit auf die Wellen, die türmend und versinkend über ihm zusammenschlugen.

Der Himmel war zerrissen. Ein kupferfarbener Mond beleuchtete düstere Wolkensegen.

Die Wacklichter an Backbord und Steuerbord, die sonst wie ein rotes und grünes Auge die Dampfer begleiten, waren wegen der Kriegsgefahr auf See völlig abgeblendet. Der Scheinwerfer in zweibrütel Höhe des Vordermastes strahlte dunkel und blind in die dicke Finsternis. Die Passagiere saßen und lehnten mit schlingend zum Festhalten ausgebreiteten Armen im Schiffsalon. Sie stießen an die Wände, an die Tische und Sofas und folgten mechanisch jeder Bewegung des schwankenden Bodens. Die an die Deck geschraubten, mit dunklen Gazeflechern sorgsam umhüllten Elektrizitätskörper zitterten unter der Erschütterung über bleiche Gesichter, tastende oder geballte Hände. Die Luft war angefüllt von der verdunstenden Nässe der Tücher und Mäntel, vom Ledergeruch der Reisetaschen, von muffigen Samtbezügen, Möbelholz und Dampfigkeit.

Frau Choiseul saß ängstlich in eine Ecke gekniet. Sie hielt auf den Knien eine kleine braune Reisetasche, die sie krampfhaft mit beiden Händen umklammerte. Neben ihr hockte in höchst unbehaglicher Verfassung die knochige Gesellschafterin. Und die vier Augen der beiden Damen waren starr auf die kleine braune Reisetasche gerichtet. Frau Choiseul reiste nach England. Ihre Tochter hatte sich mit dem Sohn eines reichen Bräuers in Edinburgh verheiratet. In der dicken kleinen Tasche aber befanden sich sämtliche Schmucksachen, Gelder und Wertpapiere der guten Dame. Denn in diesen bösen Kriegsjahren nimmt man am besten seinen ganzen Besitz gleich persönlich mit, wenn man von einem Land in das andere übersebelt.

Der Schiffsalon schwankte furchterlich, Frau Choiseul drohte vom Sofa zu fallen, und ein hysterisches Mädchen kreischte laut auf, daß sicherlich ein Unterseeboot sie alle erbarmungslos versenken würde. Aber es wurde keinerlei Angriff gemeldet, und Frau Choiseul glitt auch nicht von dem gepolsterten Bänkechen, da ein Herr zu ihrer Rechten sie im letzten Augenblick ritterlich wieder aufrichtete.

Es war ein sehr liebenswürdiger Herr, breit und freundlich, mit leicht ergrautem Haar und roten Backen. Frau Choiseul dankte, die knochige Gesellschafterin grinst, wie ihr das in solcher Lage als ihre Pflicht ersähen, und man kam bald in ein Gespräch, soweit das Unwetter dies gestattete. Der Herr war Engländer, er reiste auch nach Edinburgh, wo er ein großes Exportgeschäft besaß. Er begrüßte Frau Choiseul zu der Heirat ihrer Tochter, sprach vom Kriege, bemerkte, daß Frau Choiseul in dem Gedränge einer so abenteuerlichen Reise auf ihre Effekten gut acht haben solle (ach ja, seufzte die Dame, die Tasche hier sei besonders wertvoll, darum lasse sie sie nicht aus den Händen), er streifte das Thema der U-Bootangriffe und meinte, daß die Zeppelingsfahr viel schlimmer sei. Und dervellen rittelte und stieß das verdammte Schiff schwingend weiter, als sei es selbst von der Seekrankheit befallen.

Endlich war die Einfahrt des englischen Hafens erreicht. Man drängte an Deck, glücklich, den dämonischen U-Booten für diesmal entkommen zu sein. Der „Coldrig“ bäumte sich ein letztes Mal. Der Sturm heulte auf und verhallte im Echo der Rüste. Schwarze, triefende, gezackte Felsen wuchsen aus dem Wasser. Die salzige Luft wurde wärmer, es roch nach Tang und Teer. Ein heftiger Stoß ging über den Rücken des „Coldrig“. Die Maschine stand still. Das Schiff senkte sich seitwärts und trieb dann schaukelnd an die Mole.

Die langen Waggons des Zuges nach London, der auf dem Bahnsteig am Hafen wartete, wurden erstürmt. Mit Hilfe des freundlichen Herrn mit den roten Backen wurden Frau Choiseul, die knochige Gesellschafterin und die kleine braune Reisetasche in einem Abteil verstaubt. Der freundliche Herr zog schnell die Türe des Abteils zu, so daß man gemächlich allein blieb. Gedämpft tönte der Abfahrtriller, die Kuppelungen der Wagen ächzten knirschend unter der plötzlichen Anspannung, die Wellblechwand des Bahnhofsglitt vorbei und der Zug dampfte die finstere Strecke hinaus.

Frau Choiseul setzte die Tasche zwischen sich und die Gesellschafterin, lehnte den Rücken gegen ein mitgebrachtes Kissen und faltete die Hände. Die Gesellschafterin lehnte steif da, hager und trocken. Der freundliche Herr saß den Damen gegenüber, die dicken Hände auf die fleischigen Schenkel gelegt.

Da trat der Schaffner ein, überzeugte sich davon, daß die Gardinen an den Fenstern herabgelassen waren — wegen der Zeppelingsfahr —, und ließ auch an der Gangtüre die Gardine herab.

Die Schienen knarrten unter den Wagen. Es war ein eintöniges Klappern und Wiegen.

So fuhr man eine halbe Stunde dahin und ein liebenswürdiges Netzesgespräch war wieder im Gange. Der freundliche Herr erzählte und sprach allerhand, und auch Frau Choiseul blieb nicht schweigsam. Allmählich aber zeigte der Herr eine merkwürdige Nervosität. Er wurde unruhig, ermannete sich, verlor wieder die Beherrschung und schielte manchmal beunruhigend nach den verhängten Fenstern. Einmal verstummte er sogar mitten in einem Satz und neigte das Ohr, als lausche er einem dröhnenden Geräusch.

Die beiden Damen wurden von dieser Unruhe angestreift, und bald fragte auch Frau Choiseul nach dem Grunde des sonderbaren Verhaltens.

Der freundliche Herr wich zuerst jeder Frage mit einem künstlich ruhigen Lächeln aus, bis er schließlich eingestand, daß der Gedanke an einen Zeppelin ihm keine Ruhe lasse. Er berichtete von den Schrecken der letzten Zeppelinangriffe, erzählte furchtbare Einzelheiten und schilderte, wie zwei Schnellzüge in voller Fahrt von Zeppelinsbomben vernichtet worden waren.

Frau Choiseul schauderte bei diesen Erzählungen am ganzen Leibe, und die knochige Gesellschafterin wurde noch dünner vor Angst.

Eine Weile fuhr man schweigend dahin. Dann seufzte der freundliche Herr plötzlich tief auf:

„Ach ja,“ seufzte er, „das wäre entsetzlich . . .“

„Was?“ stieß Frau Choiseul zähneklappernd hervor. „Nun, wenn einer jetzt über uns käme, ein . . . ein . . . Zeppelin!“

„Mein Gott!“ kispelte Frau Choiseul, „wäre das möglich?“

„Leider ja,“ erwiderte der freundliche Herr beklommen. „Oder glauben Sie, daß diese Deutschen auf uns Rücksicht nehmen würden?“

Bekommenes Schweigen. Dröhnend ratterte der Zug durch die Nacht.

„Hören Sie?“ . . . rief der Herr plötzlich, heftig atmend, „dieses Säufen! . . . Ist das der Wind, oder . . .“

„Herr im Himmel,“ stöhnte Frau Choiseul, „ich glaube, ich höre es! Es muß der Wind sein . . .“ „Sagen Sie, daß es der Wind ist! Ach Gott, es kann nicht sein, es darf nicht sein! . . .“ „Es kommt näher,“ leuchte der Herr. „Da, da . . . es rauscht und knarrt. Wie Motore, wie Schrauben in der Luft. Propeller . . .“

Frau Choiseul wimmerte und lehnte sich an die harten Knochen der zitternden Gesellschafterin. „Jetzt, jetzt,“ rief der Herr, „ich höre es ganz deutlich — kein Zweifel mehr möglich.“ Er stürzte an eines der Fenster, küstete ein wenig die Gardine, blickte hinaus, wich mit einem Satz zurück und murmelte mit heiserer Stimme: „Da . . . da . . . ein Zeppelin! . . .“

Die Frauen wimmerten und schluchzten.

„Die Lampe,“ rief der Herr, „die Lampe kann uns verraten! Fort mit dem Licht!“ Er sprang auf die Sitzbank und drehte die Lampe des Abteils aus.

Der Zug knarrte dröhnend über die Gleise.

Frau Choiseul war einer Ohnmacht nahe. Sie hörte nur wie aus weiter Entfernung die abgerissenen Worte des Herrn, stöhnte ein entsetzliches Säufen im Kopf und in den Ohren und empfand einen Augenblick einen Stoß gegen die Seite.

Dann war alles still. Der Herr gab keinen Laut von sich. Nichts regte sich in dem stockdunklen Abteil.

Da erhob Frau Choiseul sich zitternd von ihrem Plaz. Sie bat den Herrn, sie zu stützen, fragte, ob der Zeppelin vorüber sei. Aber nichts antwortete ihr, als das Angstschreien der Gesellschafterin. Mit schwachen Knien wankte sie nach der Türe und schob sie zurück. Milbes Licht strömte aus dem Gang in das Abteil. Am Ende des Wagens standen einige Leute rauchend, im ruhigen Gespräch. Nichts war los, absolut nichts. Keine Unruhe, keine Bomben, von Zeppelinen keine Spur.

Aber als Frau Choiseul in ihr Abteil zurückkehrte und mit ihrem Schirmgriff mühsam die Lampe wieder angezündet hatte, sah sie, daß der freundliche Herr fort war. Und auch die kleine, braune, kostbare Reisetasche war verschwunden. Entsetzt sah die Gesellschafterin neben dem leeren Plaz, hager und knochiger als je.

Die deutsche Mode.

Ueber diese augenblicklich sehr zeitgemäße Frage, deren Lösung gegenwärtig von vielen deutschen Frauen und Männern versucht wird, plaudert Dr. Georg Deede in der jüngsten Nummer des „Portrump“ (Verlag Alfred Janssen, Hamburg) in ansiehender Weise, indem er zunächst zeigt, wie es möglich geworden ist, die deutsche Kleidung unter den Zwang der Mode des Auslandes zu stellen. Er macht zum Schluß dann die nachstehenden beachtenswerten Ausführungen:

Wer eine deutsche Mode schaffen will, der schaffe erst die deutsche Frau dazu, der mache, daß das Bild der deutschen Frau rein und groß und mächtig über unserem deutschen Vaterlande aufstehe! Wer deutsche Frauenkleidung schaffen will, der schaffe erst eine deutsche Frauenkultur, der beseire und festige die deutsche Frauenseele, denn das Kleid verhält zwar den Körper, aber die Seele soll es darstellen in einem würdigen und schönen Bilde. Der mache diese Frauenseele zum Urbilde deutschen Wesens und zum edelsten Urbilde weiblichen Wesens auf der Welt, dann wird ihr Kleid die Frau und die Welt beherrschen.

Alles andere findet sich von selbst, denn alles andere sind äußerliche Schwierigkeiten, die entweder längst erkannt und gelöst sind, oder die man binnen kurzem zu meistern lernen kann. Aber wohlgeachtet: die Massenuggestion, jenen Zwang und Zauber, von dem ich sprach, werden wir nicht entbehren können, und man bedenke, daß das Eigenkleid mit all seinen erwünschten und verhänglichen Rücksichten auf die Gesundheit und Gestalt der einzelnen Trägerin zwar der Ausgangspunkt, aber nicht das Ziel einer neuen Mode sein kann. Gott bewahre uns übrigens vor den

unzähligen Mißgriffen der in der Mehrzahl geschmacklosen Verfertigerinnen, mit denen wir überflutet würden. Die Mode ist nun einmal eine Art Gleichmacherei, sie verlangt einen tonangebenden Mittelpunkt, und die Masse verlangt von ihr, daß sie ihr das eigene Nachdenken und Schaffen erspart, schon deshalb, weil sie das aus vielerlei Gründen einfach nicht leisten kann.

Viel schwerer wird es sein, — und das ist bezeichnend! — eine deutsche Männermode zu schaffen, obgleich die Idee und das Bild des deutschen Mannes gerade jetzt bestimmter und leuchtender in die Erscheinung getreten ist. Aber der deutsche Mann der Gegenwart ist Soldat, und über dessen selbgraue Kleidung entscheiden lediglich militärisch-praktische Gesichtspunkte. Der deutsche Mann in Zivil ist ein Wesen aus einer anderen Welt. In früheren Zeiten war das nicht so, da war auch die Mode der Männer ein leichteres Problem.

Alles in allem: die Frage der Mode ist, wenn sie deutlich gelöst werden soll, eine tief innerliche, ja im höchsten Sinne sittliche Frage. Wer an ihrer Lösung erfolgreich arbeiten will, der sei sich dessen bewußt, daß man mit Neuheitslichkeiten, seien sie auch noch so ausgeklügelt oder elegant, nicht zum Ziele gelangt! Er sei sich aber auch bewußt, daß jetzt die Zeit für ihn gekommen ist, einen entscheidenden Anfang zu machen, ehe — nach glücklich erreichten Frieden — die ausländischen Modetorheiten sich wieder über uns ergießen und die schönen Hoffnungen aller Eersten und Nachdenklichen zunichte machen.

Vermischtes.

* Künstliche Blitze. Viele naturwissenschaftliche Entdeckungen, wie die drahtlose Telegraphie, haben den Weg von kleinen, spielerisch erscheinenden Experimenten im Laboratorium zu ihrer großartigen Auswirkung über ganze Länder hin genommen, so daß uns diese Entwicklung nicht mehr allzu wunderbar erscheint. Seltener und deshalb verblüffender und phantasierender ist es aber, wenn tatsächlich vorhandene Naturerscheinungen, die unserer Macht entrückt scheinen, plötzlich mit allen wohlbekannten Merkmalen in Miniatur in das Studierzimmer des Gelehrten gezogen sind und dort seines Blickes harren. So werden jetzt, wie aus einer Arbeit Dr. Wächters in den Mitteilungen über „Gegenstände des Genie- und Artilleriewesens“ zu ersehen ist, in der „Zentralstelle für wissenschaftliche und technische Untersuchungen“ in Neu-Babelsberg ganze Gewittererscheinungen in Arbeitsräumen hervorgerufen, denen es auch nicht an einer passenden Erdoberfläche mit Häuschen, Flüssen und feuchten Seen- und Sumpflächen fehlt. Auf diese kleine Welt müssen die erzeugten Blitze einen schonerfunden Eindruck machen, da sie über 3 m das „Himmelsgewölbe“ durchzucken und weder Haus noch Menschlein zu scheren brauchen. Die atmosphärischen Spannungsercheinungen, die zu solchen abzurufen Entladungen führen, können bis auf ungefähr 3 Millionen Volt ansteigen und geben damit dem Benutzer in der freien Natur nur wenig Vorrechte. Die dräuende Wolke freilich, aus der der tolle Blitz schleudert, hängt hier fest und langweilig als baumelnde Blieskugel immer am gleichen Fleck, auch der Horizont der noch bedrohten Erde ist etwas hart und einseitig als ein großer Ring gespannt, der seine ganze hundertmal verkleinerte Welt damit begrenzt und nicht einen Funken überprüngen läßt. Die Häuser sind aus Holz, haben oft eine Metallbedachung, Bierat jedoch erscheint in der Zone ewiger Gewitter unnötig, die Umgebung ist fahl und sandig dargestellt, nur stiernde Wassertropfen geben die Vorstellung fließender Gewässer. Wird ein ganzes ausgeschüttetes Stück Sandboden befeuchtet, so haben wir Sumpf, Seen, Ueberflutung vor uns, wie der Zuschauer will. Selbst ein wenig Tiefe ist dem Antlitz der Erde in Form einer Metallplatte angeheftet, sie vertritt das Grundwasser; wird sie mit einem Haufe Leinwand verbunden, so ist das ebensoviel, als hätte das Grundwasser sich bis zum Fundament des Hauses emporgesaugt. Mit Hilfe dieser Vorrichtung soll nun eine zweckmäßige Art, Abableitungen zu bauen, gefunden werden, wobei die Anlage der Leitungen für Pulver- und Munitionsmagazine und Sprengstoff-Fabriken natürlich das besondere Interesse der Zentraluntersuchungsstelle in Anspruch nimmt. Bollen Erfolg in der Ausdeute praktisch zu verwendender Erkenntnisse werden diese Experimente aber erst dann haben, wenn sich an die künstlich vorgenommenen Mißerscheinungen vergleichende Beobachtungen tatsächlicher Blitze anschließen, die ihrerseits wieder durch systematische Behandlung des Materials, günstige Auswahl gewitterreicher Landströcke, etwa in Süd-Dalmanien und entsprechend gebaute Versuchshäuser die theoretische Arbeit der Zentraluntersuchungsstelle ergänzen.

* Eine französische Siegesmedaille aus dem Jahre 1870. Wenig bekannt dürfte es sein, daß die Franzosen bereits beim Ausbruch des Krieges 1870 Siegesmedaillen prägen ließen, von denen einzelne Exemplare in Münzsammlungen auch noch vorhanden sind. Sie tragen das Bildnis Napoleons III. und die Inschrift „Fidis Germaniae 1870“. Natürlich wurden diese Medaillen nie verliehen und nach der Schlacht bei Wörth sämtliche vorhandenen eingeschmolzen bis auf ganz wenige, die sich durch einen Zufall erhalten haben.

* Times-Anzeigen. Offizier, Junggeheile, der krank von Gallipoli heimgekehrt ist, wäre glücklich für freies Angebot eines Aufenthaltes auf dem Lande, um sich bei kostenloser Gastfreundschaft in guter Luft völlig wiederherstellen zu können. — Für eine Schule, die wegen der Zepplingefahr von der Küste fortziehen mußte, ist geeignetes Haus in sicherer Gegend zu vermieten. — Welcher Patriot will die Haftung für die Pflichten eines verschuldeten jungverheirateten Soldaten übernehmen? — Die Mutter eines Offiziers, völlig hilflos dem Kriegsunglück preisgegeben, sucht private Hilfe. — Trommler und Pfeifer zur Unterhaltung solcher Stimmung unter den neuen Rekruten erbeten.

Büchertisch.

— Hochland. Inhalt des Märzheftes: Von der wahren Liebe zum Vaterlande. Von Georg Fichte. — Zur Geschichte des französischen Nationalismus. Von Dr. Hermann Blay. — Schneeschmelze. Gedicht von Max Pulver. — Judith. Roman von Peter Dörfler. — Soziologische Neuorientierung und die Aufgabe der deutschen Katholiken. Von Dr. Max Scheler. — Hans Böhners „Pelegrina“. Von Universitätsprofessor Dr. Franz Schuly. — Madama. Gedicht von Leo Sternberg. — Noch einmal die Frage der Schulbildung in rassenpolitischer Hinsicht. Von Medizinalrat Dr. J. Braßl. — Leiden und ihr Ende. Gedanken und Betrachtungen von Elise Hasse. — Kritik: Kriegsliteratur. Von Theodor Brauer. — Neue Romane. Von Franz Herwig. — Rindschau: Kriegsbetrachtung. — Ein mittelenropäischer Staatenbund? — Schwaben im Osten. — Die Organisation der literarischen Liebesgaben. — Heinrich Federer. — Wandlungen. — Der Krieg auf der Bühne. — Verdis Beziehungen zu Deutschland. — Ein neues deutsches Volksliederbuch. — Neues vom Büchermarkt. — Unsere Kunstbeilagen.

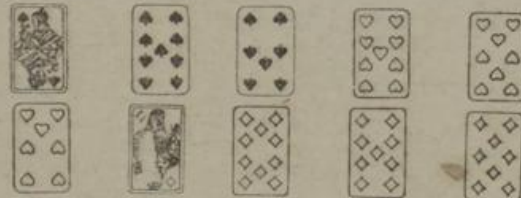
— Der Türmer (Kriegsausgabe). Herausgeber: J. G. Frhr. v. Grotthuis. Vierteljährlich (6 Feste) 4 M. 50 Pfg., Einzelheft 80 P. Probeheft portofrei (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). — Aus dem Inhalt des zweiten Märzheftes: Freiheit dem Iran! Von Dr. Jehu v. Mackay. — Das Kriegskind. Von Hans v. Kahlenberg. — Können wir die Engländer im eigenen Lande fassen? Von M. C. Menghin. — Ein Heller und ein Pfahen. Von Professor Dr. Eduard Dend. — Militärische Jugendziehung. Von P. S. Hauptmann d. R. — Franzosendienst auf deutschen Schulen. — Die Kleinmütigen. — Die Schädlichkeit des elektrischen Lichtes. — Vordengedank. Von R. St. — Der armenische Kniff. — Kriegsbilder-Ausstellung. Von Karl Stord. — Militärmusik. Von R. St. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen.

— Die Balkanhalbinsel ist nach wie vor Gegenstand des lebhaftesten Interesses, und die neue Ausgabe 1916 der Freitaglichen Karte im Maßstab 1:1,250,000 kommt daher um so mehr zu recht, als sie verschiedene Neuerungen bringt: Darstellung des ganzen griechischen Gebietes, sowohl auf dem Festlande, als auf den Inseln des Archipels, die alle aufgenommen sind bis einschließlich Kreta, Rhodos und Kaselorzoz; ferner des ganzen vorderen Kleinasien und endlich Maabde der Grenzen der bulgarischen Verwaltung in Serbien. Dübliche Ausführung in fünf Farben und leicht verständliche gute Geländezeichnung erhöhen den Wert des 80:100 Zentimeter großen Blattes, das für M. 1.— (mit Postzusendung M. 1,10) von jeder Buchhandlung, wie vom Verlag G. Freitag & Berndt, Wien VII. (Robert Bräse, Leipzig, Seeburgstraße 96) zu beziehen ist.

— Wie ziehen wir am besten Gemüse? Von Professor Dr. Ido Dammer, Kustos am Königl. Botanischen Garten zu Berlin-Dahlem. Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin-Grünevald. Preis 50 Pfg.

Stat-Aufgabe.

Hinterhand reizt auf Grand, worauf Mittelhand Null uwert spielt mit folgenden Karten:



Auf welche Weise kann das Spiel verloren gehen?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Scherz-Charade in voriger Nummer: „Arme Reisende“ (Arme, Reis, Ende).